

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 12

Artikel: Diplomat sein ist oft kein Schleck
Autor: Salis, Peter von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074146>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diplomat sein ist oft kein Schleck

von
MINISTER PETER VON SALIS

Wir haben Herrn Minister Peter von Salis gebeten, uns einige typische Eindrücke und Erlebnisse aus seiner beinahe 30jährigen Tätigkeit als Schweizer Diplomat niederzuschreiben. Sie geben einen guten Einblick in die Fragen, vor die sich unser Politisches Departement heute gestellt sieht, und sie zeigen in einer aus persönlicher Erfahrung gestalteten Kritik, wie wichtig für die Schweiz Leute sind, die unsere Interessen auf gewagten Aussenposten mit Entschiedenheit und Takt vertreten. Seine Laufbahn führte Peter von Salis nach Washington, Paris, Berlin, Moskau und Bukarest, und zwar zu Zeiten, die für unsere Diplomatie wahrhaftig nicht die einfachsten waren. B. H.

Was stellt sich die Öffentlichkeit, und ganz besonders die unsrige, unter einem Diplomaten vor? Meistens wohl einen eleganten Snob, der von Bankett zu Bankett und von Cocktail zu Cocktail schwirrt und es sich auf Kosten des Steuerzahlers gut sein läßt.

Diese Voreingenommenheit findet man in der ganzen Welt. Richtig ist, daß die Repräsentation in diesem Berufe eine große Rolle spielt und gegenwärtig zu einer Übersteigerung geführt hat, die oft kaum mehr tragbar erscheint. Aber das rechtfertigt keineswegs jenes Vorurteil.

Wie vollzieht sich eine diplomatische Laufbahn von der Pike auf? Die Frage läßt sich

nicht allgemein beantworten, denn jeder Anwärter wird ein verschiedenartiges Schicksal erleben, je nach den Posten, auf die es ihn verschlägt.

Wer ist geeignet?

Seit einigen Jahren ist der Eintritt in den diplomatischen Dienst rechtlich geregelt, was eine viel gerechtere Auswahl erlaubt. Früher erfolgte wohl eine Ausschreibung im Bundesblatt – oder auch nicht –, aber es war Sache des Politischen Departements, auf rein administrativer Stufe die ihm geeignet erscheinenden Kandidaten auszuwählen, mit einem einzigen Vorbehalt zwischen den beiden Weltkriegen: Da bestand oder wurde jedenfalls im Bedarfsfalle die Usance angerufen, daß Vater und Sohn nicht gleichzeitig im Außendienst tätig sein dürften. Damit sollte dem Vorwurf der Protektion entgegengetreten werden, was bei dem damaligen geringen Bestand unseres diplomatischen Korps nicht ganz abwegig war. Gegen mich spielte diese Bestimmung, denn schon mein Vater hatte den gleichen Beruf erwählt, so daß ich erst mit 32 Jahren eingestellt werden konnte.

Heute sehen die Reglemente ziemlich strenge Aufnahmeprüfungen vor. Nicht der Verwaltung angehörende Professoren und Praktiker nehmen diese Examen ab, womit für die Auslese an die Stelle von subjektiven Meinungen der leitenden Departementsbeamten objektivere Kriterien zur Anwendung gelangen. In Zeiten guter Konjunktur bedeuten allerdings die gestellten hohen Anforderungen und die Unsicherheit über die endgültige Aufnahme nach einer langen Probezeit einen nicht zu unterschätzenden Hemmschuh für die Rekrutierung. Gegenwärtig sind die Anwärter wenig zahlreich und ihre Eignung für diesen Beruf nicht immer ganz zufriedenstellend.

Die Erfahrungen gestützt auf das neue Aufnahmereglement haben übrigens – wie es nicht anders zu erwarten war – die besondere Eignung von Söhnen von Beamten des Außendienstes für diese Laufbahn bestätigt, sind ihnen doch von Jugend auf die Eigenarten des Berufes geläufig.

Bei befriedigenden Leistungen wird der Anwärter die verschiedenen Stufen der Gradordnung erklimmen, vom Botschaftssekretär III bis I, zum Botschaftsrat und allenfalls, je nach den Posten, zum Minister-Botschaftsrat,

um nach etwa 16 bis 20 Dienstjahren und im Rahmen der bestehenden Vakanzen einen selbständigen diplomatischen Posten als Chef zu übernehmen. Ganz besonders spielt hier das Glück bei der weiteren Gestaltung einer Karriere mit.

Die Abwertung des Dollar

Ich trat nach Weihnachten 1929 in den Dienst des Politischen Departements ein, verweilte nur eine Anlaufzeit von drei Monaten in Bern, um nachher an den Washingtoner Posten versetzt zu werden, für den die Stelle ausgeschrieben worden war.

Die Vereinigten Staaten von Amerika standen damals unter dem Einfluß des im Herbst 1929 erfolgten Börsenzusammenbruches. Ein Bankkrach folgte dem andern, und die Arbeitslosigkeit nahm erschreckend zu. In dieser dramatischen Situation wurde der Republikaner Hoover bei den Präsidentschaftswahlen 1932 durch den Demokraten Franklin D. Roosevelt geschlagen, der unverzüglich seinen «brain trust» des «New Deal» aufstellte. Nach diesem Muster setzte auch 1961 sein Parteigenosse John F. Kennedy seine «New Frontier»-Equipe in die Welt, denn mit solchen Slogans wollen die Demokraten doch ihren Willen zur Erneuerung bekunden!

Einem angehenden Diplomaten war damals reichlich Gelegenheit geboten, sich in der heiklen Kunst der Berichterstattung über jene zahlreichen Gesetzesvorlagen zu üben, die Präsident Roosevelt und seine Berater zur Wiederankurbelung der Wirtschaft in Aussicht nahmen. Dazu gehörte auch die Abwertung des Dollar. Mein Freund und Vorgesetzter, Legationsrat Louis Micheli, hatte davon einige Stunden vor der Bekanntgabe Wind bekommen, und wir bemühten uns, im Laufe einer mir noch lebhaft in Erinnerung gebliebenen Nacht, diese Mitteilung chiffriert nach Bern weiterzuleiten. Damals verfügte noch nicht jede Botschaft wie heute über eine eigene Radiostation, und die amerikanische Regierung wird damals wohl dafür Sorge getragen haben, daß Telegramme nur in der ihr genehmen Zeit weiterbefördert wurden. Immerhin durfte nichts unterlassen werden, eine solche Auskunft unverzüglich weiterzugeben, selbst wenn wenig Aussicht bestand, daß die Nachricht für die maßgebenden Instanzen in Bern noch rechtzeitig eintreffen würde.

Der Fall Jakob

Nach diesem Erstlingsposten und kurzen Stellvertretungen in Paris und Bern wollte es das Schicksal, daß ich für beinahe fünfzehn Jahre in Diktaturen, braunen und roten, weilte. Zunächst in Berlin 1934-35, wo ich unter der Leitung des Gesandten Dinichert den Fall Jakob zu behandeln hatte. Wer erinnert sich heute noch an diesen äußerst heftigen deutsch-schweizerischen Zwischenfall?

Ein an sich recht uninteressanter deutscher Emigrant war auf schweizerischem Territorium von Gestapo-Agenten gekapert und nach dem Dritten Reich entführt worden, wo er für seine gegen das Regime gerichtete Tätigkeit zur Verantwortung gezogen werden sollte. Der Zwischenfall erregte ungeheures Aufsehen. Man verdankte es überwiegend der festen und unerschrockenen Haltung von Herrn Dinichert, daß, des langen Kampfes müde, das rechtlich in der Sache schlecht dastehende Hitlerreich Jakob der Schweiz zurückgab. Da naturgemäß das Dritte Reich diese Niederlage unserem Gesandten nachtrug, mußte er Berlin mit Stockholm vertauschen.

Solche Notversetzungen gehören eben zu den Diplomatenrisiken, namentlich für diejenigen, die den Mut haben, sich kraftvoll einzusetzen, statt sich bei der Ausführung von Instruktionen auf bloße Lippenbekenntnisse zu beschränken. Diplomaten sind für die Rolle von Sündenböcken prädestiniert.

Wie weit darf in der Diplomatie der Maxime «Nur keine Scherereien» nachgelebt werden, ohne der Würde des Landes Gewalt anzutun? Das hängt ganz wesentlich vom Temperament des jeweiligen Leiters unserer Außenpolitik ab. In den letzten Jahren hatte man bei uns eher die Tendenz, Zwischenfälle zu bagatellisieren – wie beispielsweise die von Mitgliedern ausländischer Missionen in Bern betriebene Spionage. Oft wurden in unserer Presse scharfe Reaktionen der Bundesbehörden in Aussicht gestellt, die dann ausblieben. Einen angemessenen Mittelweg zu finden, ist oft schwer, doch darf ganz entschieden die Würde des Landes dem Wunsche nach einer übertriebenen Verträglichkeit und Bequemlichkeit nicht geopfert werden.

Die Deutschen in Paris

Nach einem dreijährigen Stage auf der Han-

delsabteilung des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartementes, kam ich 1938 als Handelsattaché nach Paris, rechtzeitig genug, um der Einweihung des neuen Gesandtschaftsgebäudes an der Rue de Grenelle beizuwollen. Wir verdanken dieses Haus den energischen Demarchen Minister Stuckis beim Politischen Departement in Bern. Heute beneiden uns alle diplomatischen Missionen in Paris darum, sind doch Residenzen für die Vertretungen der zahlreichen neuen Staaten in der französischen Hauptstadt schlechthin unauffindbar geworden.

Bald brach der Zweite Weltkrieg aus mit jenen monatelang sich hinziehenden Verhandlungen mit den Franzosen über die Anwendung der Blockadebestimmungen. Und kaum war diese Vereinbarung abgeschlossen, erfolgte der Einbruch der Deutschen in Nordfrankreich und die Besetzung der Hauptstadt durch die Wehrmacht am 14. Juni 1940.

Ich verließ mit einem Kollegen wenige Tage zuvor Paris, um in Ballan bei Tours die für die schweizerische Mission in Aussicht genommene Rückzugsstellung in einem requirierten Landhaus zu beziehen. Zwölf Stunden später folgte uns Minister Stucki dorthin. Aber auch da war kein Verweilen: Der Postenchef mit dem Militärattaché zog nach Bordeaux, und der Rest unserer Vertretung kehrte in die Schweiz zurück.

Sobald die deutschen Bewilligungen eingetroffen waren, fuhr ich nach Paris zurück, wo ich unter der dynamischen Leitung meines kürzlich verstorbenen Freundes, des nachmaligen Gesandten in China und Großbritannien und Botschafters in den Vereinigten Staaten, Henry de Torrenté, weiterhin als Handelsattaché amtete. Er hatte die Irrfahrt nach Tours, Bordeaux und Vichy nicht mitgemacht, sondern auftragsgemäß die Besetzung von Paris durch die deutsche Armee abgewartet und mit der Kolonie ohne Zwischenfälle alles gut überstanden. Die Deutschen duldeten ihn vorläufig als Leiter der Abteilung Paris der Gesandtschaft, während der Hauptsitz der diplomatischen Mission in der freien Zone eingerichtet wurde.

Das Wesen unserer Handelsangelegenheiten hatte sich vollständig geändert. Angesichts der raschen Besetzung Nordfrankreichs und der Atlantikhäfen durch die Wehrmacht, waren die Hauptfahrtlinien für die schweizerische Versorgung unterbrochen worden. Es galt

nun, in langwieriger Arbeit, die für die Schweiz bestimmten Waren, welche nach allen Winden verschlagen worden waren, wieder aufzufinden, die Bewilligung für ihre Weiterleitung nach der Schweiz von den deutschen Behörden zu erwirken, und wo immer möglich, Prisenentscheide (Beschlagnahmen) wieder rückgängig zu machen. Das erforderte bei den in Frage kommenden großen Quantitäten unermüdliche Demarchen bei den Behörden der Wehrmacht und der Marine. Zwar erwies sich dieser Verkehr im großen und ganzen als korrekt und relativ erfolgreich, aber bei gewissen lebenswichtigen Waren ging es auch oft hart auf hart. Etwas unangenehmer gestalteten sich die Diskussionen dann, wenn Parteiinstanzen sich in die Verhandlungen einschalteten.

In Erwartung einer Rückkehr der französischen Regierung nach Paris hatte die deutsche Regierung die Aufrechterhaltung von Zweigstellen der diplomatischen Missionen in der Hauptstadt geduldet. Nachdem es ihr aber nicht gelungen war, die Vichy-Regierung zurückzulotsen, wurden am 10. Juni 1941 alle in Paris verbliebenen ausländischen Diplomaten von den Deutschen in einer langen Autokolonne in die freie Zone nach Moulins, der Passierstelle der Demarkationslinie in Richtung Vichy, abgeschoben.

Wechselstellung Vatikan

Da die schweizerische Gesandtschaft in Vichy vollzählig war, kehrten die aus Paris ausgewiesenen Mitglieder direkt nach der Schweiz zurück. Ich wurde dem Politischen Departement als Chef der Unterabteilung für Finanzangelegenheiten zugeteilt, aber bereits im Februar 1942 unversehens nach Rom versetzt.

Wie in einem Kaleidoskop jagten sich dort die Ereignisse. Die wachsende Kriegsmüdigkeit der Italiener, die alliierten Luftbombardements der Industriezentren Norditaliens, die Schwierigkeiten mit dem deutschen Verbündeten, führten zur historischen Sitzung des großen Fascistenrates und zwei Tage darauf zum Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943. Marshall Badoglio schloß hierauf mühsam den Waffenstillstand mit den Alliierten ab. Die Wehrmacht besetzte nach heftigen Kämpfen gegen den ehemaligen italienischen Waffenbruder Rom. Bis zu ihrem Wegzug am 4. Juni 1944 stand die Hauptstadt unter deutscher

Herrschaft. Namentlich die Parteibehörden und die SS ließen es sich nicht nehmen, jede italienische Opposition in grauenvoller Weise zu unterdrücken. Unvergessen wird die rohe Niedermetzelung von 44 Geiseln aus den Kreisen der italienischen Partisanen in den Fosse Ardeatine bei Rom bleiben!

Einzig die Vatikanstadt bot noch eine Zufluchtmöglichkeit. Ihr Bestehen führte zu einer eigenartigen Koexistenz mit den Besetzungsbehörden des weltlichen Rom. Unter der deutschen Besetzung waren die beim Heiligen Stuhl akkreditierten Missionschefs aus Staaten, die mit dem Hitlerreich im Krieg standen, in Verwaltungsgebäuden in der Vatikanstadt untergebracht worden. Mit der alliierten Besetzung Roms aber bezogen sie wieder ihre alten Wohnungen in der italienischen Hauptstadt, und es hatte für die andere Gruppe, die Vertreter Deutschlands und ihrer damaligen Satelliten, die Stunde der Einquartierung in der Vatikanstadt geschlagen.

Nachdem Mussolini von den Deutschen wieder in den Sattel gehoben worden war und die neue italienische Sozialrepublik ihre Hauptstadt in Salò am Gardasee errichtet hatte, bestand die Gefahr, daß die in Rom verbliebenen diplomatischen Missionen ihr dorthin folgen müßten. Um die Salò-Regierung aber nicht de jure anerkennen zu müssen – sie erschien doch als sehr vorübergehender Natur – rief der Bundesrat seinen Gesandten nach der Schweiz zurück. Gewisse tatsächliche Beziehungen wurden mit Salò durch einen Spezialdelegierten, der in Mailand residierte, aufgenommen. Ich verblieb als Geschäftsträger in Rom, mit dem Auftrag, mich wenn irgend möglich mit der Mission dort zu behaupten, lag uns doch die Vertretung der Interessen von ungefähr dreißig alliierten Staaten ob, darunter derjenigen Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika.

Kommt der Kurier?

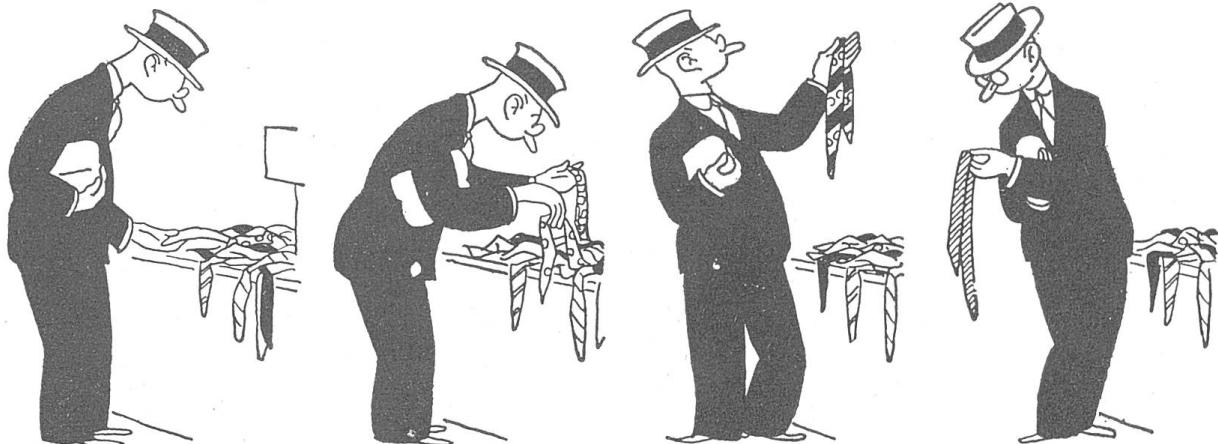
Es liegt auf der Hand, daß die deutsche Wehrmacht, je näher die Alliierten gegen Rom vörückten, ein schwindendes Verständnis für unser Verweilen in Rom aufbrachte. Verschiedentlich war die Rede von einer Evakuierung der in Rom verbliebenen Missionen. Dem deutschen Botschafter beim Heiligen Stuhl, von Weizsäcker, gelang es indessen, die Bedenken der Wehrmacht bis zum Schlusse zu

zerstreuen! Parallel dazu lautete die Parole der Regierung von Salò dahin, die Missionen nach dem Norden zu verbringen. Zwei im Palazzo Chigi, dem italienischen Außenamte, verbliebene italienische Diplomaten, welche die Verbindung mit Salò aufrechterhielten, wußten indessen eine Entscheidung hintanzuhalten, bis es für diese Maßnahme zu spät war. Zum Dank für ihre für sie nicht ganz ge-

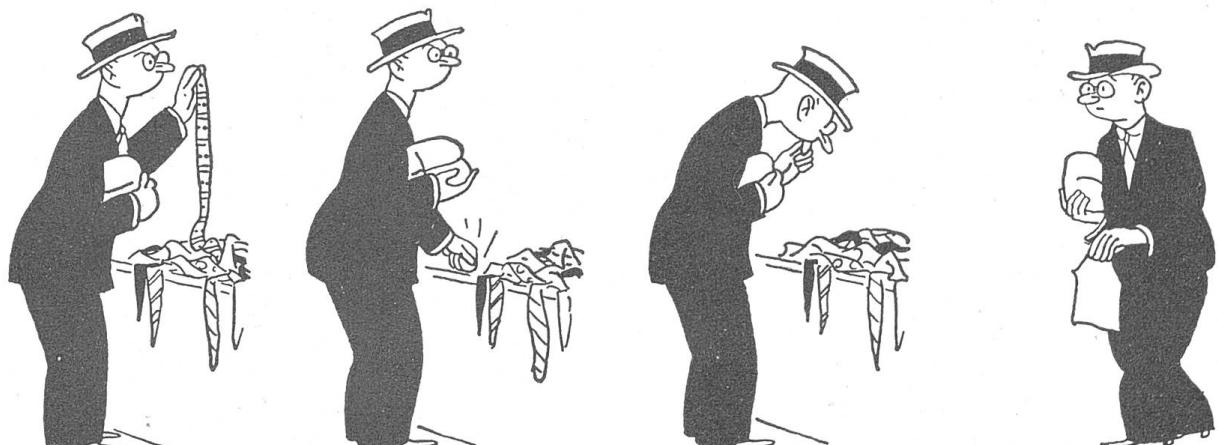
fahrlöse Weitsichtigkeit wurden sie dann nach dem Sieg der Alliierten von der neuen freien italienischen Regierung zur Disposition gestellt!

Der Winter 1943-44 war für mich recht sorgenreich. Die Verteidigung der fremden Interessen erfolgte unter erschwerten Voraussetzungen. Der Schutz der schweizerischen Be lange (Wohnungen, Häuser, usw.) mußte im

Der kleine Familienfilm



- 1) Sieht Krawatten in einem Warenhaus. Denkt, die Krawatten sind attraktiv, brauche eine neue.
- 2) Durchwühlt sie zehn Minuten, findet aber alle schönen Krawatten nicht mehr schön, sobald er sie nehmen will.
- 3) Entdeckt eine, die ihm ganz gut gefällt, aber sie ist zu hell und jugendlich.
- 4) Wählt eine andere mit ruhigem Blauton, sobald er sie im Tageslicht betrachtet, verfärbt sie sich in ein schmutziges Grün.



- 5) Endlich hat er eine gefunden, jedoch ist keine Verkäuferin zu sehen.
- 6) Klopf auf den Verkaufstisch. Endlich kommt jemand, geht aber eilig zu einem anderen Kunden weiter.
- 7) Stellt fest, dass seine Krawatte, die er auf den Tisch gelegt hat, verschwunden ist.
- 8) Wählt blindlings eine andere, die ihm nicht gefällt und die er nie tragen wird.

Hinblick auf den Übergang der Stadt an die Alliierten nach Möglichkeit vorbereitet werden. Endlich hieß es, die noch einige hundert Personen betragende schweizerische Kolonie und die zahlreichen Frauen, die vor ihrer Verheiratung die schweizerische Staatsangehörigkeit besessen hatten, mit dem Allernotwendigsten zu versorgen, denn die Lebensmittelvorräte der Hauptstadt waren erschöpft und die Rationierungsbons konnten nicht mehr eingelöst werden. Die Pakete aus der Heimat erforderten unbedingt eine Ergänzung.

Die schwersten Augenblicke, die ich erlebt habe, waren die Nächte, als man die diplomatischen Kuriere unterwegs von Florenz wußte, sei es mit der Bahn, sei es, ganz besonders später, als das Eisenbahnwesen versagte, mit Lastwagen. Zwischen Florenz und Rom führt die Via Cassia über den Radicofanipaß, nördlich des Bolsanosees. Die Straße windet sich durch eine kahle und steinige Einöde ohne Zufluchtmöglichkeiten. Nacht für Nacht war im Winter 1943-44 der Paß den schwersten alliierten Luftangriffen ausgesetzt. Von Rom aus konnte man in der Ferne das Donnern und Blitzen der einschlagenden Bomben wahrnehmen. Ohnmächtig ahnte man von seinem Arbeitstisch aus die Ereignisse, die sich dort abspielten.

Die Ankunft des Kuriers am frühen Morgen in Rom oder das Ferngespräch mit dem Konsulat in Florenz war geradezu eine Erlösung. Die gleichen Sorgen hatten die Konsularvertretungen in Florenz und Mailand, war doch die Überquerung der Apenninen über den Futapaß ein ebenso großes Wagnis. Der stellvertretende Militärrattaché der Gesandtschaft, Hauptmann Burkhalter, ein vielversprechender Offizier, kam dabei bei Bologna tragisch ums Leben, indem er durch den Luftdruck einer einschlagenden Bombe gegen einen Erdwall geschleudert wurde und erstickte.

In außerordentlichen Zeiten organisiert die Schweiz einen Kurierdienst, bestehend aus Vertrauensbeamten, die allein oder zu zweit die offizielle Post von der Zentrale in Bern zu den einzelnen Missionen im Ausland bringen. Diesen anonymen Helfern, die unverzagt und ohne viel Aufsehen unter Einsetzung ihres Lebens die gefährlichen Verbindungsaufgaben erfüllten, gilt mein Dank und meine Bewunderung. Auch einen Mitarbeiter der Gesandtschaft behalte ich in bester Erinnerung. Ich betraute ihn damals mit einer Reise nach dem

Norden zur Beschaffung eines größeren Quants Reis für die Kolonie, ein in verschiedener Hinsicht recht gefahrvoller Auftrag, bestand doch zu allen anderen Risiken hinzu eine große Plünderungsgefahr!

Wenn man den Außendienst als Beruf ergreift, muß man sich bewußt sein, daß damit Gefahren verbunden sein können: Man kann nicht einfach nach Hause fahren, wenn es einem paßt. Ich erinnere mich, daß, als 1939 der Krieg ausbrach, der Gesandtschaft in Paris von einer Abteilung der Bundesverwaltung für eine Spezialaufgabe ein Beamter provisorisch zugeteilt worden war. Nach dem ersten Luftalarm erklärte er, er gehöre nicht zum Außendienst und ihm könne daher ein weiteres Verweilen in Paris nicht zugemutet werden! Rechtlich war seine Einstellung wohl begründet, und der Stab der Gesandtschaft ließ ihn mit einem etwas bemitleidenden Lächeln nach Hause ziehen.

Als die alliierte Landung in Anzio, etwa 60 Kilometer südlich von Rom erfolgte, meinten die Römer, der Fall ihrer Stadt stehe unmittelbar bevor. Verschiedene Italiener, die unter Zwang der Besetzungsbehörden oder Salòs amtliche Stellungen innehatten, zogen es vor, von der Bildfläche zu verschwinden. Dazu boten die Vatikanstadt und die zahllosen Klöster weit bessere Gelegenheiten als die Gesandtschaft. Und damit stellte sich auch die Frage der Gewährung des Asylrechts glücklicherweise nicht ernsthaft, zumal ich durchaus nicht überzeugt war, daß der Einmarsch unmittelbar bevorstehe.

Das Asylrecht ist eine Institution, die heute zum Beispiel noch in den lateinamerikanischen Staaten allgemein respektiert wird, auch vom Castro-Regime in Kuba, wo Hunderte von Flüchtlingen in den Botschaften Süd- und Mittelamerikas biwakieren. In den andern Weltteilen besteht diese völkerrechtliche Usance viel weniger; praktisch hat sie selbstverständlich nur einen Wert, wenn man auch sicher ist, daß sie geachtet wird. Das stand bei den Besetzungsbehörden Roms durchaus nicht fest; der Sitz der Gesandtschaft durfte aber unter keinen Umständen gefährdet werden, was den wenigen Asylkandidaten nicht sehr leicht zu erklären war.

Der Fall der russischen Bibelforscher, die im Januar 1963 die amerikanische Botschaft in Moskau um Freistätte ersuchten, hat dem Problem neue Aktualität gegeben. Die ameri-

kanische Vertretung scheint hier etwas hastig gehandelt zu haben.

Der Vetter aus England

In der Tat dauerte es nun nicht Tage, sondern Wochen, bis am 4. Juni 1944 früh morgens die erste amerikanische Patrouille der Gesandtschaftsmauer entlang gesichtet wurde. Mit einem 24 Stunden langen unaufhörlichen Getöse hatte die Wehrmacht endlich ihren Rückzug nach Norden angetreten.

Da verabredet war, daß die Schweiz die deutschen Interessen übernehmen sollte – was sich dann erwartungsgemäß als undurchführbar erwies – begab ich mich am 3. Juni auf die deutsche Botschaft, um sie zu übernehmen. Dort befand sich aber kein deutscher Funktionsärzt mehr. Auf der Rückfahrt wäre ich von einem Wehrmachtsangehörigen, der meinen Wagen für die Flucht nach Norden beanspruchte, beinahe kurzerhand auf die Straße gestellt worden. Als ich ihm dann auf gut deutsch den Sachverhalt erklärte, verzichtete er darauf.

Ich erinnere mich noch gut an diesen Sonntag: Eine sorgenbeladene Schwüle lastete auf der Stadt. In regelmäßigen, seltenen Abständen fiel ein alliertes Geschoß auf die Stadt. Aber die Wehrmacht hatte von Zerstörungen abgesehen.

Mit der französischen Armee zogen in der Fremdenlegion viele Schweizer den italienischen Stiefel hinauf nach Norden und fanden in diesem ersten Siegeszug gegen das Hitlerreich den Soldatentod. Ich ahnte damals nicht, daß dieses Problem mir nur wenige Jahre später in Paris zu häufigen und ebenso peinlichen wie aussichtlosen Auseinandersetzungen mit der französischen Regierung Anlaß geben würde!

So wenig wie die Deutschen waren die Alliierten über die Anwesenheit der diplomatischen Missionen in Rom erbaut, und nun mußten wir unter umgekehrten Vorzeichen befürchten, nach Hause geschickt zu werden, zumal wir von Bern während sechs Wochen vollständig abgeschnitten waren. Während die verbündeten Staaten allmählich die Wahrung ihrer Interessen wieder selbst übernahmen, vermehrte sich unsere konsularische Arbeit, das heißt die Wahrung der Interessen unserer in Rom ansässigen Angehörigen.

Ein englischer Vetter, seinem Ursprung

nach ein Salis aus Soglio, der als Verbindungsoffizier der «Allied advanced Headquarters» mit den ersten Truppen in Rom einmarschiert war und dort verblieb, erleichterte mir meine Aufgabe im Verkehr mit der alliierten Militärverwaltung wesentlich. Diese hatte für die schweizerischen Belange, wie Schutz vor Requisitionen, nicht immer das erhoffte Verständnis. Krieg ist eben Krieg, und das Wohlwollen für die Neutralität war damals auf dem Nullpunkt.

Die Aufnahme in Moskau

Nach Ankunft eines neuen schweizerischen Gesandten im Spätherbst 1945 war für mich diese interessante und lehrreiche Römer Periode vorbei, und der Weg führte mich nach Moskau als erster Mitarbeiter des Postenchefs Oberst Flückiger. Die diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland wurden nach jahrelangem Unterbruch wieder aufgenommen. Die Mission, auf die man große Hoffnungen namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht setzte, war in Bern monatelang vorbereitet worden unter Zuzug von russisch sprechenden Mitarbeitern. Mit etwas bangem Herzen flogen wir mit der Swissair nach Prag und von dort mit einem russischen Flugzeug nach Moskau, weil ein Gesuch um einen direkten Flug Kloten-Moskau mit einem schweizerischen Flugzeug nach längeren hoffnungsvollen Besprechungen unvermittelt abgeschlagen worden war.

Wir hatten keinen Anlaß, uns auf einen besonders freundlichen Empfang gefaßt zu machen, hatten doch die Russen unsere Versuche zur Wiederanknüpfung von diplomatischen Beziehungen zunächst ziemlich ungnädig aufgenommen.

Man ließ sich uns gegenüber in Moskau aber nichts anmerken, was einer Ranküne hätte nahekommen können. Wir begegneten wie unsere anderen Kollegen des diplomatischen Korps nur den üblichen bürokratischen Hindernissen und den aus der Wohnungsnot sich ergebenden Schwierigkeiten. Wie alle anderen Missionen konnten wir allerdings nicht gerade behaupten, wir seien willkommene Gäste. Die Unterbringung in den damals allein zur Verfügung stehenden drei alten Hotels erwies sich als schwieriges und für das Kanzleipersonal nicht gerade komfortables Unternehmen.

Der erste offizielle Besuch vor der Überrei-

chung des Beglaubigungsschreibens erfolgte bei dem stellvertretenden Außenminister Decanosov, der bis zum deutschen Überfall auf Sowjetrußland Botschafter in Berlin gewesen war. Auch er ist seither anläßlich einer Säuberung von der Bildfläche verschwunden.

Die Wahl Oberst Flückigers als erster Missionsschef erwies sich als eine äußerst geschickte Maßnahme, hatte er doch schon in der Schweiz mit der russischen Internierungs- und Repatriierungskommission erfolgreiche Beziehungen gepflogen.

Opfer des Falles Vitianu

Mehr als in Moskau machte ich als Gesandter in Bukarest 1947 bis 1949, wo mein Vater seine Karriere 1932 beschlossen hatte, nähere Bekanntschaft mit den Methoden des Kommunismus, die von denjenigen des Nationalsozialismus ja nicht weit entfernt sind. Zwei Jahre lang war ich Zeuge jenes rücksichtslosen Prozesses, in dem nach Verjagung König Michaels Ende 1947 die Macht übernommen und das bürgerliche Rumänien vernichtet wurde. Die Skala der dafür verwendeten Mittel ist im Osten überall die gleiche, nächtliche amtliche Verhaftungen, ungerechtfertigte Strafverfolgungen, Vermögensbeschlagnahmen, Währungsreformen mit konfiskatorischem Charakter und derlei mehr.

Einst eine blühende Kolonie in einem Lande, wo es sich sehr gut leben ließ, wurden auch unsere Landsleute durch die Nationalisierung der Wirtschaft zur Heimkehr nach der Schweiz gezwungen. In meine Amtszeit fiel die Verhaftung des in der Schweiz tätigen Rumänen Vitianu wegen unerlaubten Nachrichtendienstes auf dem Finanzsektor. Vitianu war von den rumänischen Finanzbehörden beauftragt worden, den Konten von Rumänen in schweizerischen Banken nachzuspüren. Als die Sache brenzlig wurde, meldete ihn seine Gesandtschaft als Mitglied der Mission beim Politischen Departement an. Bevor er aber den entsprechenden Diplomaten-Ausweis erhielt, schritt man zu seiner Verhaftung.

Die subtile juristische Frage lautete: von welchem Zeitpunkte an genießt der Anwärter die diplomatischen Immunitäten, vom Zeitpunkt der Anmeldung an oder erst mit der Erteilung der Ausweiskarte? (Diese juristische Kontroverse ist in der Wiener Konvention über die diplomatischen Beziehungen vom

April 1961 nun geregelt worden: Maßgebend ist die *Notifikation* der Ernennung des diplomatischen Funktionärs an das Auswärtige Amt des Empfangsstaates und nicht erst dessen Anerkennung, beispielsweise in Gestalt der Aushändigung der Diplomatenausweise.) Die Hetze gegen die Schweiz nahm nun ein ungeahntes Ausmaß an, und, wie vorauszusehen war, zahlten unsere in Rumänien ansässigen Landsleute die Zeche, indem verschiedene Verhaftungen vorgenommen wurden, ohne daß die Opfer sich irgend etwas hatten zu Schulden kommen lassen. Ein Schweizer starb im Gefängnis unter Umständen, die nie genau abgeklärt werden konnten.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß man solchen Spitzeln aus dem Osten nur durch Ausweisung beikommen kann, will man nicht die eigenen Kolonien in den Oststaaten – soweit solche noch bestehen – schweren Verfolgungen aussetzen.

Ich hatte Rumänien bereits verlassen, als das Vorliegen großer Guthaben des rumänischen Staates in der Schweiz uns die Handhabe gab, ein relativ günstiges Entschädigungsabkommen für die von unseren Landsleuten aus den Nationalisierungen erlittenen Schäden endlich unter Dach zu bringen.

Neue Aufgaben

Als die Vitianu-Angelegenheit etwas abgeklungen war, kam ich zum Abschluß meiner Karriere zum dritten Mal auf den Pariser Posten, diesmal als Gesandter, von 1949 bis 1956. Vor allem galt es in dieser Periode, die Rechtsstreitigkeiten aus der Kriegszeit endgültig zu be reinigen.

In die Pariser Periode fiel die erste schweizerische Beteiligung seit dem Kriege an einer internationalen Organisation, die nicht nur einen ausgesprochen technischen Charakter hatte. Es war die OECE, die «Europäische Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit». Sie hat sich um den Wiederaufbau Europas, unter amerikanischer Initiative (Marshallplan) und Unterstützung, sehr große Verdienste erworben.

Der Zufall der alphabetischen Reihenfolge der beteiligten Staaten wollte es, daß ich an den Tagungen oft neben dem späteren und so tragisch umgekommenen Generalsekretär der Vereinigten Nationen saß, dem Schweden Dag

Hammerskjöld. Sein Einfluß wirkte sich aber mehr in den vorbereitenden Kommissionen aus, denn in den Vollsitzungen war er ein wortkarger Mann; er liebte es nicht, für die Gallerie zu sprechen.

Mit der OECE, deren etwas flügelahme Nachfolgerin, die OECD (Organisation für die wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) den Beweis ihrer Existenzberechtigung erst noch zu erbringen hat, kam auch für die Schweiz eine neugeartete multilaterale Diplomatie auf, die an sachlichen und technischen Kenntnissen außerordentliche Anforderungen stellt. Eine dritte Abart zeichnet sich neuerdings ab und verlangt wieder ganz andere Eigenschaften: Die diplomatische Vertretung in dem in Entwicklung befindlichen Staat. Dort ist viel Geduld und Selbstverleugnung erforderlich; denn der Verkehr mit dessen Staatsmännern ist für die Diplomaten des Westens nicht immer angenehm. Geber zu sein ist bekanntlich immer eine peinliche und undankbare Angelegenheit.

Ein nicht leicht zu lösendes Problem wird es für die Personalsektionen der Außenämter sein, einen Ausgleich zu finden zwischen der bisherigen orthodoxen bilateralen, der multilateralen Diplomatie und derjenigen in Entwicklungsländern. Da die Diplomaten in der Regel auswechselbar sein sollten, werden die Qualifikationserfordernisse entsprechend erhöht werden müssen. Die Fülle der überseeischen Posten lässt es auch als angezeigt erscheinen, daß in den Versetzungen eine gerechte Rotation erfolgt, damit nicht der eine nur schlechte, der andere nur gute Posten ausfüllt. Jedenfalls sollte heute – ganz hervorragende Eignung eines Diplomaten vorbehalten – jeder für einen selbständigen Posten ausersehene Anwärter zunächst bei einem außereuropäischen Staate akkreditiert werden, um sich dann allmählich dem westlichen Europa zu nähern.

Verfehltes Sparen

Wir haben darauf hingewiesen, daß gegen den Beruf der Diplomatie überall ein gewisses Vorurteil besteht. In an sich verständlicher Weise sieht die öffentliche Meinung nicht den Nutzen dieses Beamtenstabes ein, der sehr teuer zu stehen kommt.

Unsere Neutralitätspolitik verlangt aber die Universalität unserer diplomatischen Bezie-

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Ritter?

hungen. Damit ist die finanzielle Tragweite dieses Außendienstes genau festgelegt. Früher war dieser Zweig der staatlichen Verwaltung in vielen Ländern das Aschenbrödel. Erheischte der Staatsvoranschlag Ersparnisse, wurde in erster Linie das Budget des Außenministeriums beschnitten. Auch wir Schweizer haben leider ein solches verunglücktes Beispiel aufzuweisen:

Im Jahre 1953 verlangten die eidgenössischen Räte eine Kürzung des Voranschlages des Politischen Departementes um 5 Prozent, zu welcher der damalige Departementsvorsteher glaubte sein Einverständnis geben zu müssen, obwohl zwingende finanzielle Gründe in keiner Weise vorlagen. In einem Rechtsstaat mit genau umschriebener Beamtenordnung erweist sich die Durchführung einer solchen Sparmaßnahme als äußerst heikel. Man nahm Zuflucht zu der Bestimmung über die periodische Erneuerung des Beamtenverhältnisses, durchstöberte alle Personaldossiers auf der Suche nach ungünstigen Informationen, trieb Gesinnungsschnüffelei à la McCarthy und benutzte die Gelegenheit, Beamte, die nicht will-

fähig genug waren, abzustoßen. So fand man schließlich 64 Opfer, die auf eine neue Amtsperiode nicht bestätigt wurden.

Die Mehrzahl dieser Funktionäre ist freilich heute noch im Dienste, mußte doch der Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes fast alle eingelegten Rekurse gutheißen. Ich darf mir heute diese Kritik erlauben, hatte ich doch rechtzeitig, als die Abbauaktion im Gange war, auf die Unzulänglichkeit der in Aussicht genommenen Auslegung des fraglichen Artikels hingewiesen und meine Mitwirkung abgelehnt, so weit es Beamte waren, die meiner Administrativgewalt in Frankreich unterstanden.

In keinem Zweig der Verwaltung wäre eine Verwaltungsgerichtsbarkeit oder sonst eine

von der Administration unabhängige Untersuchungsinstanz wertvoller als im Außen Dienst mit seinen speziellen, ich möchte fast sagen individualistischen Verhältnissen, wo die Gefahr des «fait du prince», das heißt von Entscheidungen sehr subjektiven Charakters, ganz besonders groß ist.

Es liegt auf der Hand, daß die ruhmlose sogenannte Affäre der 64 heute noch bei der Rekrutierung des Personals nachwirkt. Der Anwärter will sicher sein, daß er sich keiner Willkür ausgesetzt sieht. Zudem ist eine materielle Besserstellung der Beamten des Außen Dienstes unbedingt erforderlich, und zwar nicht nur in bezug auf das Gehalt, sondern auch auf die Entschädigungen, die die Vor- und Nachteile eines jeden Posten individuell be-

Zufall oder Ahnung

Weitere prägnant gefaßte Beiträge zu dieser Rubrik sind erwünscht und werden honoriert.

Red.

■ Die nachstehende Schilderung bildet eines meiner stärksten Erlebnisse. Obwohl es viele Jahre zurückliegt, ist es mir noch heute in allen seinen Einzelheiten gegenwärtig, als ob es gestern passiert wäre.

Ich weilte 1934, wie schon früher, wiederum als Gast im Kurhaus Steinegg ob Hüttwilen, einem richtigen Luginsland im schönen Thurgau. Der damalige Verwalter hielt sich eine große Dogge, die „Nero“ hieß. Das Tier machte sich wenig bemerkbar. Es verzog sich tagsüber, je nach dem Sonnenstand, in einen stillen Winkel des schloßähnlichen Kurhauses, und die Gäste nahmen wenig oder keine Notiz von Nero. An das Kurhaus schließen sich ausgedehnte Wälder an, ein Eldorado für Stubenhocker. Kein Wunder, daß auch ich, durch den Beruf an ein schattiges Amtszimmer gebunden, während meiner Ferien das Bedürfnis hatte, täglich bei jedem Wetter im nahen Walde zu spazieren.

Als ich so an einem Nachmittag, nach etwa einer Viertelstunde Marsch, eben am Wege

Erdbeeren pflückte, blickte ich überrascht zurück: Da kam der gute Nero dahergetrotzt, er, der sich sonst kaum vom Haus trennte! Zu mir aufschauend schien der Hund zu fragen: «Darf ich mitkommen?» Und alsbald wanderte ich, das Tier am Halsband fassend, weiter waldeinwärts.

Plötzlich bogen von der Seite her zwei Männer in unseren Weg ein. Ich hatte einen leichten Wind gegen mich, der mir einen Geruch zutrug, wie er etwa von Leuten ausgeht, die oft in Ställen arbeiten oder im Freien nächtigen. Angesichts des Hundes, der zu knurren anfing, zu mir aufsah und offenbar auf einen Befehl von mir wartete, machten die beiden Männer Halt. In meine Nähe gelangt, fragte der eine etwas verlegen nach dem Waldausgänge Richtung Mammern am Untersee für den Grenzübergang nach Deutschland. Wegkundig anerbot ich mich als Führer, bat jedoch die beiden Männer, vor mir herzugehen, was nach einigem Zögern auch geschah. Ab und zu verlangsamten die beiden ihre Schritte, setzten ihren Weg jedoch immer stillschweigend fort, wenn ihr Blick auf den zähnefletschenden Hund fiel. Am Waldausgang angekommen, erklärte ich ihnen den erfragten Weg. Etwas unschlüssig blieben die Männer stehen und zogen schließlich etwas zögernd davon.

„Die beiden Gesellen hätten mir gefährlich werden können“, dachte ich. Ausgerechnet in dieser heiklen Situation begleitete mich ein Hund und zwar einer, der sonst keinerlei nähere Beziehung zu mir hatte! K. R.

rücksichtigen. Die Aufzählung dieser Kriterien wäre langwierig. Es spielen dabei mit: das Klima, die Entfernung von der Schweiz, die Möglichkeiten für die Ausbildung der Kinder und derlei mehr. Eine einläßliche Beamtenverordnung über Rechte und Pflichten des Auslandbeamten ist seit mehr als zehn Jahren in Vorbereitung, steht aber leider heute noch aus.

Rang und Klima

Endlich sollte auch das psychologische Klima der Zentrale eine Besserung erfahren. Man hat dieser Seite in Bern in den letzten zehn Jahren wohl zu wenig Beachtung geschenkt und den Sorgen des Auslandbeamten recht wenig menschliches Verständnis entgegengebracht. Die Erfahrungen des Politischen Departements sollten eben den rein finanziellen Erwägungen des Finanzdepartements vorgehen und nicht umgekehrt, wie es zu meiner Zeit der Fall war.

Es sei zugegeben, daß sich in den letzten Jahren in dieser Beziehung, mehr der Not als der rechtzeitigen Einsicht gehorchend, schon vieles gebessert hat. Der neue Departementschef weist sich über eine große Auslandserfahrung aus und auch der Leiter der administrativen Abteilung hat eine lange diplomatische Laufbahn in allen Weltteilen hinter sich. Das hat sicher seine guten Auswirkungen. Weiterhin wird man aber diesen Fragen seine volle Aufmerksamkeit schenken müssen, denn es geht dabei um nichts weniger als um die Sicherung des für unser Land sowohl qualitativ wie quantitativ notwendigen Nachwuchses. Das ist, ganz besonders in Zeiten einer beispiellosen wirtschaftlichen Konjunktur, ein ohnehin schwieriges Unternehmen.

Wer sich über die Kosten des Außendienstes aufhält, sei darauf hingewiesen, daß wir hier den Ton nicht angeben können, sondern wohl oder übel die internationale Tendenz mitmachen müssen, die uns aufgezwungen wird. So müßten wir ja auch von unserer bewährten Praxis abgehen, nur Gesandte und nicht Botschafter im Ausland zu akkreditieren. Die Gründung neuer Staaten am laufenden Band, die den Beitritt zu den Vereinigten Nationen und die Errichtung von Botschaften mit großem Aufwand als Wahrzeichen ihrer neugewonnenen Unabhängigkeit betrachten, nötigte uns dazu, auch bei uns den Botschafterrang

einzu führen. Nachdem nun auch die kleineren Satellitenstaaten Sowjetrußlands zum Austausch von Botschaftern mit Westeuropa übergegangen sind, dürften sehr bald die Missionschefs mit Gesandtenrang ganz von der Bildfläche verschwinden, was eine große Vereinfachung bedeutet.

Irrelevant ist, ob ein Missionschef mit Ministerrang die Hintansetzung gegenüber Botschaftern persönlich als unangenehm empfindet oder nicht. Eine andere Sache aber ist es, ob ein solcher Zustand auf die Dauer nicht der Würde des Entsendestaates Einbuße tut und seine Mission ganz wesentlich erschwert, muß er doch jedem Botschafter, welches Land er auch vertreten mag, den Vortritt gewähren. Im Staatssekretariat des Vatikans zum Beispiel empfangen der Staatssekretär oder seine Substitute jeweils einmal wöchentlich die Missionschefs. Mag auch ein Gesandter oder ein Geschäftsträger bereits um zehn Uhr morgens in den Warteraum eintreten, so muß er einem Botschafter, auch wenn dieser um zwölf oder dreizehn Uhr eintraf, den Vortritt lassen, auf die Gefahr hin, an diesem Tage bis vierzehn Uhr überhaupt nicht empfangen zu werden. So lautete das Protokoll jedenfalls, als ich in Rom war und infolge der Kriegsverhältnisse als bloßer Geschäftsträger bei der italienischen Regierung Aufträge im Vatikan auszuführen hatte.

Auch der gesellschaftliche Aufwand wird unsren Vertretern aufgezwungen. In einer Zeit, wo ganz besonders die neuen Staaten einen solchen in großem Maße betreiben, können unsere Vertreter nicht nachstehen, selbst wenn sie so weise sein werden, sich in ihren Empfängen und Einladungen zu Mahlzeiten einer gewissen Bescheidenheit zu befleißigen. Aber es bestehen überall Richtlinien des Protokolls, die unter allen Umständen innegehalten werden müssen.

Man beneide in der Volksmeinung die angeblich glücklichen Nutznießer dieses Brauches nicht, sondern bemitleide sie, denn es ist wahrscheinlich kein Schleck, nach verrichteter Tagesarbeit noch zwei bis drei Cocktails, große Empfänge und eine Abendunterhaltung über sich ergehen zu lassen! Die Courtoisie erlaubt es nicht, diesen Anlässen fernzubleiben, will man die Gastgeber – und ganz besonders die Vertreter der jungen Staaten – nicht vor den Kopf stoßen. Und dies ist wahrlich nicht Ziel und Zweck der Diplomatie.